

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 59 (1955-1956)
Heft: 14

Artikel: Der Wunderrabbi von Shepetowka
Autor: Spunda, Franz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669431>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und Kreise umzuhacken, auszutilgen die Schmach, die ich Mutter Natur zugefügt. Noch einmal strich ich liebkosend über das Beet, da fühlte ich — Entzücken erfasste mich — da fühlte ich zarte, junge Schösslinge mit schlanken, schwanenartig gekrümmten Hälschen und einer grünen, fleischigen Klappe. Sie waren richtig gekommen, meine lieben Erbsen! Ich hatte sie, getrieben vom Glück des Neulings, alle richtig gesteckt, mit der Wurzel nach unten und dem Keime nach oben, der zum Lichte drängt.

Am anderen Morgen schaute Freund Nr. 3 hämisch über den Zaun. Als ich ihm berichtete, wie geschickt ich mich angestellt hatte, sah er mich eine Weile fassungslos an. Dann meinte er anzüglich: «Hoffentlich hast du mit Zwiebeln dasselbe Glück.»

Ob es auch mit Zwiebeln eine besondere Bewandnis hat?

Franz Spunda

DER WUNDERRABBI VON SHEPETOWKA

Als ich im Jahre 1915 im k. k. Etappenspital Dzieditz als Röntgenassistent tätig war, ereignete sich das merkwürdigste Erlebnis meines Lebens, das ich mir bis heute nicht erklären kann. Ende März traf ein Transport russischer Offiziere zur Nachbehandlung ein, unter denen sich auch ein Feldrabbiner befand, der fließend deutsch sprach. Er hatte in München studiert, wo auch ich ein Semester verbracht hatte. Somit ergaben sich im Gespräch mit ihm manche Berührungspunkte. Trotz der philosophischen Ausbildung im Westen war er, wie er mir erzählte, ein Schüler und Freund des weithin berühmten Wunderrabi von Shepetowka geworden, bei dem er bis vor kurzem gewohnt hatte.

Er war auf allen Gebieten der alten Geheimlehren, besonders der Kabbala, ausserordentlich

bewandert. «Wenn Sie sie verstehen wollen», sagte er einmal, «müssen Sie Hebräisch lernen. Weiters müssen Sie alle modernen Theorien über das Wesen der Strahlungen und Schwingungen studieren. Der Kosmos besteht nämlich nur aus Strahlungen. Kabbala ist die magische Lebensform nach dem Gesetz der Zahlen, Laute, Farben und anderer noch unbekannter Schwingungen. Wer die Kabbala beherrscht, ist Herr von Raum und Zeit, der vermag sogar Lebloses zu beleben.» Zum Beweis dafür erzählte er mir die Geschichte des Prager Golems — das war ein Jahr vor dem Erscheinen des gleichnamigen Romans von Gustav Meyrink!

An anderen Tagen erzählte er mir von den Prophezeiungen seines Lehrers über die bevorstehenden planetarischen Umwälzungen. «Das bisherige Weltgeschehen war nichts, die eigentliche Weltgeschichte beginnt erst in unseren Tagen. Der Rabbi von Shepetowka hat die Gabe, Bilder der Zukunft als gegenwärtig zu schauen und auch andere daran teilnehmen zu lassen.» Er schien gekränkt zu sein, als ich diese kühne Behauptung zu bezweifeln wagte.

Zwei Tage später fuhr ich nach Bielitz, um für das Spital einzukaufen. Nachdem ich alles erledigt hatte, ging ich in das Stadtwaldchen, trank einen Kognak und stieg auf die Aussichtswarte hinter dem Park, von der aus man eine weite Fernsicht genoss, bis weit in die Beskiden und ins Odertal. Nachher breitete ich meinen Mantel auf die Erde, legte mich darauf und begann wohligh zu dösen. Plötzlich vernahm ich in den Lüften ein sonderbares Geräusch, die Augen wurden mir schwer, ein Schauer lief mir längs des Rückens hinab. Ich währte, einen Röntgenkater zu haben, denn ich hatte am Vormittag zwei Stunden am Apparat gestanden. Ich hatte schon früher einmal eine ähnliche Benommenheit gehabt, aber diesmal war es ärger. Darüber ungehalten, versuchte ich mich zu erheben, hatte aber keine Kraft dazu. Also blieb ich liegen, und immer sauste es über mir. Oder war das Gesumme in mir selber?

Es war beklemmend, und dennoch war mir, als ob sich in mir ein neuer Sinn geöffnet hätte. Ich bemühte mich, aufzustehen, es gelang, und ich tat einen Schritt nach vorn. Vor meinen Augen — was war das? Etwas Durchsichtiges, Gallertartiges, wie ein Durchblick durch flüssige Gelatine. Meine Augen suchten die Stadt zu meinen Füßen, aber — sie war nicht da!

Was war geschehen? Ich vermochte einige Trümmerhaufen zu unterscheiden, die mit Buschwerk überwachsen schienen. Von den vielen Schloten der Tuchfabriken waren nur einzelne Stümpfe zu erkennen. Auch hinter der Stadt war die Umgebung völlig verändert. Statt der rechteckig abgeteilten Felder ein gleichförmiges Buschland von stumpfgrüner Farbe, die krankhaft wirkte.

Das sah ich mit entsetzten Augen und spürte die Knie vor Erregung zittern. Das war kein Traum, und dennoch etwas anderes als die Wirklichkeit. Mich packte namenlose Angst, doch gleichwohl trieb es mich, nachzuforschen, was da geschehen war. Ich tat einige Schritte nach vorne, wobei ich den Eindruck hatte, in eine weiche, durchsichtige Masse einzudringen, die mir das Atmen erschwerte. Unwillkürlich wich ich einige Schritte zurück, bis wieder gute Luft meine Lungen füllte. Um mich zu vergewissern, ob es Wirklichkeit wäre, tastete ich meinen Körper ab. Dabei gewahrte ich, dass meine Kleider mit einer hauchdünnen Gelatineschicht überzogen waren, schimmernd wie die Spur von Schnecken. Wenn ich darauf blies, schwand sie hin. — Ich tat einige kräftige Atemzüge, und nun entstand wieder das jetzige Bielitz aus dem Trümmerfeld. Die Schornsteine waren wieder da, der Schienenstrang und die bestellten Felder... Ich ärgerte mich über mich selber. Verdammter Röntgen! Das ist nichts für mich. Soll ein Kräftigerer als ich meine Stelle einnehmen!

In Dzieditz hielt der Chefarzt meine Vision für eine Störung des Bewusstseins und riet mir an, mich im Laboratorium künftighin besser gegen die Röntgenstrahlen zu schützen. Der Rabbiner war anderer Meinung. «Sie sind gewürdigt worden, einen Blick in die Zukunft zu werfen, und haben die Stadt gesehen, wie sie sein wird, wenn Harmaggadon vorüber sein wird. Nichts mehr von dem wird da sein, was jetzt ist, alles wird vernichtet sein. Die Erde wird für tausend Jahre ausruhen und sich auf eine neue Phase der Entwicklung vorbereiten.» Ueber Harmaggadon erzählte er weiter: «Das wird die Zerstörungsschlacht sein, der Endkampf der Guten mit den Bösen, aber niemand wird wissen, wo wirklich das Gute ist.» Ich wollte diesen nihilistischen Pessimismus nicht gelten lassen, doch er fuhr unbeirrt fort: «Der Mensch ist am Ende, er hat seine Aufgabe verfehlt. Statt sich zum Engel zu entwickeln, wie es die Absicht der Elohim war, ist er zu den Dämonen hinabgesunken. Harmag-

gadon steht bevor.» Dann vertraute er mir an, dass die Vision durch ihn bewirkt worden wäre, um mich zu überzeugen. Nur die wenigen Wissenden werden, gleich Noah und den Seinen, der nächsten Katastrophe, der durch Feuer, entgehen. Mehr darüber könnte ich in Shepetowka erfahren. Wie wäre es, wenn wir beide uns gemeinsam auf den Weg dorthin aufmachten?

Daher also wehte der Wind? Ich sollte ihm zur Flucht helfen? Von diesem Tag an mied ich den Verkehr mit ihm.

In der folgenden Zeit ereigneten sich im Barackenspital merkwürdige Dinge: In der Küche flogen Pfannen von selber gegen die Decke, und über dem Zimmer, in dem der Rabbiner wohnte, erschien ein blaues Flämmchen, das mit Wasser nicht gelöscht werden konnte. Wir alle waren froh, als der unheimliche Mann bald darauf mit den Offizieren ins Hinterland abgeschoben wurde. Am Tag nach deren Abreise eröffnete mir der Chefarzt: «Ich habe unsere drei beinamputierten Juden über den Feldrabbiner ausgefragt, und alle behaupteten steif und fest, dass er niemand anderer als der Wunderrabbi von Shepetowka selber gewesen wäre. Er hat ihnen Beweise dafür gegeben, die sie aber nicht verraten dürfen. Ihren Worten war zu entnehmen, dass er sich freiwillig in Gefangenschaft begeben habe, für einen besonderen geheimen Zweck. Vielleicht ist er gar ein Spion?»

Während wir darüber verschiedene Vermutungen äusserten, trat eine Kommission aus Krakau ein, die uns beide einem Kreuzverhör über unsere Beziehungen zu dem seltsamen Mann unterzog. Ich gab alles der Wahrheit gemäss an, auch die Vision und sein Angebot, mit ihm nach Shepetowka zu reisen. Schliesslich erfuhren wir: Der Rabbi war auf der Fahrt ins Hinterland mit zwei Offizieren spurlos verschwunden. Es wurde festgestellt, dass er unheimliche hypnotische Kräfte besass, denen niemand gewachsen war. Man vermutete in ihm einen Spion, aber Beweise gab es keine. Zum Abschied sagte einer der Auditoren zu mir: «Vielleicht hat der Mann durch ein kabbalistisches Mittel die Zeit wirklich übersprungen und Ihnen ein Bild der Zukunft gezeigt. Wir sind Gefangene der Zeit. Warum sollte es nicht möglich sein, ihre Fesseln zu sprengen? Er hat es getan und Sie an diesem Erleben teilnehmen lassen.»

«Warum gerade mich?» Er zuckte die Achseln. Ich weiss es bis heute nicht.

